



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seßhaft geworden und umgestaltet gesehen zu haben, und es schien mir, daß in diesem Theile der Moldau das rumänische Element über kurz oder lang vor ihr zu verschwinden bestimmt sei. Ich hatte noch zwei Besuche zu machen, den einen bei unserm Viceconsul, den andern beim Polizeipräsidenten. Der Agent, den wir in Jassy haben, hat den größten Theil seiner amtlichen Thätigkeit in Jassy verbracht, und alle Phasen der israelitischen Frage aufmerksam verfolgt. Was er mir sagte, konnte nur meinen ersten Eindruck verstärken. Die Berichte, die dieser Functionär unsrer Regierung eingesandt hat, würden derselben die rumänische Judenfrage in ihrem wahren Lichte gezeigt haben, wenn man sie gelesen hätte. Doch ist dies wenig wahrscheinlich, da sonst die Haltung unsres Ministers der auswärtigen An= gelegenhelten im Jahre 1879 eine andre gewesen sein würde.“



Literatur.

Zur Statistik und Kritik von Leipzig und 42 Vororten. Von Dr. Otto Kunze. Nebst einer Landkarte. Leipzig. In Commission bei Felix. 1881.

Diese Schrift liefert einen werthvollen Beitrag zur Statistik der deutschen Großstädte. Die officielle Statistik von Leipzig behandelt nur die Stadt, aber nicht zugleich die Vororte, welche mit derselben doch eine wirthschaftliche Einheit bilden. Sie kann daher auch als ein vollständiges und getreues Bild der Verhältnisse nicht gelten. Die Statistik der hauptsächlich die Arbeiterbevölkerung beherbergenden Vororte gehört nothwendig dazu, sie war aber bisher nicht vorhanden. Unsr Schrift giebt aber überhaupt wohl zum erstenmale eine Darstellung der Bevölkerungs-, Wohnungs-, Gesundheits-, Wohlstands-, Steuer-, Verfassungs- und Wohlfahrtsverhältnisse volkreicher Orte ohne städtische Verfassung, welche von einem durch sie eng umschlossenen Centrum, welches Handels- und Industriestadt ist, in jeder Beziehung wirthschaftlich, aber bloß wirthschaftlich abhängig ist. Ein Theil des Inhalts hat natürlich nur örtliches Interesse, umsomehr als der Verfasser durch seine Statistik für die Vereinigung der Vororte mit dem Centrum zu wirken sucht. Auf Rechnung dieser Tendenz muß auch dieser und jener gewagte Schluß gesetzt werden.

An Gruppierung, Darstellung und Stil der Schrift hätten wir viel auszusagen, wenn es von Interesse wäre, sich auf dergleichen hier näher einzulassen.

Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studierende und Laien, bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig, Woldemar Urban, 1881.

Der Begriff „Deutsche Alterthümer“ ist in diesem Reallexikon im weitesten Umfange genommen. Nertlich, denn viele Artikel wie die aus der kirchlichen Archäologie sind doch ganz allgemeiner Natur, und auch Nordisches ist berücksichtigt, wenigstens in der Mythologie und dem ausführlichen Artikel Edda; zeitlich, denn die Darstellung erstreckt sich zum Theil bis in die jüngere Vergangenheit; endlich inhaltlich, denn außer dem, was man im engeren Sinne die Alterthümer zu nennen pflegt, ist fast alles berücksichtigt, was nur irgend aus dem materiellen und geistigen Leben unsrer Vorfahren in Betracht kommt, selbst die Literaturgeschichte, und so ist auch noch manches andre, das man hier nicht suchen würde, aufgenommen, wie

die Artikel: Druiden, Epistolae obscurorum virorum, Facetiae, Flohgedichte, also theilweise auch Stichworte, die aufzuschlagen einem kaum in den Sinn kommen wird. Ist aber einmal die Grenze soweit gesteckt, dann vermißt man wiederum mancherlei.

Einzelne die Blätter füllenden Artikel sind entschieden nicht an ihrem Plage. Was z. B. der lange Auszug aus Sebast. Francs Weltbuch über Deutschland in diesem Lexikon soll, ist nicht einzusehen. Ebenso unstatthaft erscheint uns die Aufnahme der vollständigen Uebersetzung der „Germania“ des Tacitus und der Germanien betreffenden beiden Stellen des Cäsar, die eine Abhandlung über die alten Germanen ersetzen sollen, die aber doch nur die Unterlage einer solchen bilden und erst kritisch verarbeitet und anderweitig ergänzt werden müßten, eine Arbeit, die man dem Publicum, für welches diese Encyclopädie bestimmt ist, nicht zumuthen kann.

Daß bei der erwähnten Weiterschichtigkeit des Unternehmens der Bearbeiter im einzelnen nicht selbständig ist und durchgehend aus zweiter Hand schöpft, darf nicht Wunder nehmen und braucht dem Buche bei seinem Leserkreis nicht zum Vorwurf zu gereichen, zumal da der Compiler sich auf vielfache und gute Vorarbeiten stützt. So mag dasselbe immerhin eine in der Literatur vorhandene Lücke in seiner Weise angemessen ausfüllen. — Der Preis — eine Mark für die Lieferung — scheint uns für die in Aussicht genommenen 20 Lieferungen, von denen bisher 5 erschienen sind, sehr hoch gegriffen, da irgend welche vertheuernden artistischen Beigaben nicht vorhanden sind.

Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt von Dr. Konrad Hoffberg. Hagen i. W. und Leipzig, Hermann Riefel, 1881.

Sprachen sowohl wie Völker können die Reinheit und Unvermischtheit ihrer Abstammung nur bewahren, so lange sie fern bleiben von der Berührung mit andern Völkern und Sprachen, im wesentlichen also so lange, als sie noch auf einer verhältnißmäßig niedrigen Culturstufe stehen bleiben. Tritt ein Volk aus seiner Isolirung heraus, wird es mit hineingerissen in die große Strömung der allgemeinen Entwicklung, so beginnt auch alsbald die Einwirkung anderer Völker, anderer Sprachen sich geltend zu machen. Das Volk lernt neue Gegenstände kennen, für die ihm die Namen fehlen; es nimmt diese aus der Sprache des Volkes, durch welche es damit bekannt geworden ist: Fremdwörter stellen sich ein. Im Laufe der Zeit aber wird die Sache zu etwas Vertrautem, Gewohntem, der Name dafür wird häufig gebraucht, wird mundgerecht gemacht, nach heimischer Art flectirt, kurz dem Genius der Sprache assimilirt: aus dem Fremdwort wird ein Lehnwort, dem man seinen fremden Ursprung oft kaum noch ansieht, das uns echt deutsch und heimatisch anmuthet.

Wie echt deutsch klingt Armbrust, Wildschur, Felleisen, Bielefraß! Und doch sind dies nur Umdeutschungen fremder Wörter, die freilich auch als deutsche Wörter betrachtet nur scheinbar einen Sinn geben. Man hält zwar die Armbrust mit dem Arm und stemmt sie gelegentlich an die Brust an, aber die Zusammensetzung ist doch sinnlos. Das Wort stammt vom lateinischen arcuballista, einer Zusammensetzung von arcus und ballista, abgeleitet vom griechischen βάλλω. Die Wildschur hat nichts mit einem geschorenen Wild zu thun, es ist das durchaus ungeschorene Fell eines Wolfes, polnisch wilezura. Das Felleisen ist zwar oft mit Fell überzogen, von Eisen ist aber nichts daran zu finden; es kommt vom fran-

zöfischen valise, daß auf ein vermuthetes lateinisches *vidulitia* zurückgeführt wird. Der durch seinen Namen so entschieden der Unmäßigkeit bezichtigte Vielkraß entpuppt sich bei näherer Betrachtung als ein harmloser Bergbewohner, finnisch *fäll-frass*.

Die überwiegende Mehrzahl unsrer Landsleute hat wohl keine Vorstellung davon, wie stark unsre Sprache von diesen ursprünglich fremden Elementen durchsetzt ist. Wer des morgens nach der Uhr sieht, sich dann mit Seife wäscht, zum Frühstück seine Semmel verzehrt, dann aus dem Schrein die Stiefel nimmt, die ihm der Schuster gebracht hat, sich zu Mittag vom Koch Speise bereiten läßt, die er mit Essig oder Zwiebel würzt, und dazu sein Seidel Bier oder seine Flasche Wein trinkt, der hantirt mit Dingen, deren keines eine ursprünglich deutsche Bezeichnung hat. Seife geht zurück auf das lateinische *sapo*, die Semmel hat ihren Namen vom lateinischen *simila*, das feinste Weizenmehl bedeutet, die Stiefel sind eigentlich eine leichte sommerliche Fußbekleidung, die der Lateiner *stivalis*, ursprünglich *aestivalis*, von *aestivus* sommerlich abgeleitet, benannte; im Schrein verbirgt sich das lateinische *serinium*, der Schuster zeigt seine Neigung zur Gelehrsamkeit schon in seinem Namen, er nennt sich einen *schuoch-sutor* (*sutor*, Näher); der Koch ist der römische *coquus* u. s. w. Es ist, wie man sieht, eine interessante culturhistorische Perspective, die sich mit diesen sprachlichen Beobachtungen eröffnet.

So muß wohl das vorliegende Büchlein, das über diese Lehnwörter gründliche Auskunft giebt, für jedermann von Interesse sein, der unsrer Muttersprache einige Theilnahme entgegenbringt. Dasselbe enthält alle gebräuchlichen Lehnwörter der deutschen Sprache mit Ausnahme der auf bestimmte Stände und Hantirungen bezüglichen; der Verfasser verfolgt dieselben bis zu den ältesten Formen, die sich dafür in deutscher Sprache finden, und geht von da zu den Sprachen über, aus denen sie entlehnt sind. Meist ist das die lateinische, die ihrerseits oft wieder aus der griechischen schöpfte, wie diese bisweilen wieder auf eine der orientalischen Sprachen zurückgeht. Die Wege solcher Worte sind oft gar verschlungene. So ist Aprikose aus den romanischen Sprachen zu uns gekommen, diese aber haben es aus dem Lateinischen auf dem Umwege durch das Arabische hindurch erhalten. Oft führt die Spur auch wieder zurück ins Deutsche. Dann geht es den Wörtern wie manchen unsrer Industrieerzeugnisse, sie wandern von hier ins Ausland und kommen unter fremder Etikette wieder zurück. Freilich erkennt dann oft nur der Kundige den ursprünglichen Landsmann. Wer denkt beim Kamisol ans deutsche Hemd? Oher noch vermuthet man im Pedell den Büttel oder leitet den Spion vom Spähen her. Aber die funkenprühende Rakete setzt man schwerlich zum friedlichen Rocken in Beziehung.

Statt weiterer Proben sei indeß auf das Buch selbst verwiesen. Es ist ein durchaus zuverlässiger Führer. Der Verfasser hat nicht nur die leichter zugänglichen Hülfsmittel zu Rathe gezogen, er ist den Quellen nachgegangen und steht auf eignen Füßen. In zweifelhaften Fällen giebt er wohlervogene Entscheidung oder bescheidet sich auch mit einem *non liquet*, so bei *Büste*, *Fidibus*, *Tornister*. In einzelnen Punkten wird er freilich kaum auf allseitige Zustimmung rechnen können. So würde man z. B. Pacht wohl besser von *paciscor* als von *pangere* ableiten (wiewohl das ja lautlich schließlich übereinstimmt). Für die von ihm bestrittene Ableitung der *Gruft* von *graben* spricht die analoge Bildung *vurt* von *varn*. Bei *Ampel* fehlt die *nhd.* Bedeutung eines hängenden Gefäßes für Blumen und andre Kleinigkeiten. Sein Ziel aber hat der Verfasser sicher erreicht: wir haben

in seinem Buche eine bis in die Einzelheiten hinein zuverlässige Grundlage für weitere Arbeit, einen erfreulichen und das Wesentliche bereits umfassenden Anfang eines vollständigen Wörterbuchs der deutschen Lehnwörter.

Weihnachten in deutscher Dichtung von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung, 1881.

Beim Herannahen desjenigen Festes, in welchem Heidenthum und Christenthum, das deutsche Gemüth und der christliche Sinn eine so innige Vermählung eingegangen sind, ist es wohl angebracht, auf ein Büchlein hinzuweisen, das uns den Abglanz der Herrlichkeit und der jubelnden Freude dieser Zeit in unsrer Dichtung aufweist. Der Verfasser giebt uns eine Geschichte des heidnischen Julfestes, der kirchlichen Weihnachtsfeier und ihrer Verschmelzung, und läßt dann die deutsche Dichtung, welche in epischer, lyrischer oder dramatischer Form die Geburt Jesu besingt, an uns vorüberziehen, indem er sie meistens in Proben selbst sprechen läßt. Von einer auch nur annähernden Vollständigkeit kann dabei natürlich nicht die Rede sein, insbesondre so weit es sich um das Lied handelt. Doch kommen auch die Epiker etwas stiefmütterlich weg. Neben dem ausführlich behandelten altsächsischen Heliand, und da selbst der angelsächsische Cynewulf mit herbeigezogen ist, hätte der althochdeutsche Otfrid, wenn auch nur der Gegenüberstellung wegen, wenigstens eine Erwähnung verdient. Wenn seine Darstellung auch sehr unbeholfen ist, so muß man seine Evangelienharmonie doch als „Dichtung“ ansprechen, zumal da er gerade in den in Frage kommenden Partien sich theilweise zu volksthümlicherer Weise erhebt. Ein „Nationalepos,“ wie der Verfasser will, kann übrigens der Heliand trotz der nationalen Form auch nicht genannt werden, weil der Stoff bei aller „Heilsaneignung“ doch kein nationaler ist. Es ist eine ganz entschiedene Kunstdichtung, wenn auch mit sehr geschickter Benutzung der nationalepischen Ausdrucksweise. Aus der mittelhochdeutschen Zeit sind die erzählenden Gedichte ganz übergangen; somit werden die apokryphischen Erzählungen von Christi Geburt mit ihren hübschen legendarischen Ausschmückungen, deren sich die mittelalterliche Poesie mit Eifer bemächtigt hat, gar nicht berücksichtigt. Endlich fehlt auch Klopstocks Messias. Die interessanteste Seite bieten der Betrachtung entschieden die dramatischen Darstellungen dar, die Weihnachtsspiele, von denen sich auch heute noch Reste in der Volkssitte lebendig erhalten haben. Auf die Frage nach der Verwandtschaft der einzelnen Spiele und ihrer allmählichen Entwicklung aus einander einzugehen, hat der Verfasser vermieden; er begnügt sich mit der ästhetischen Würdigung und der Freude an dem aus innigem Gemüth erwachsenen volksthümlichen Gut. Und wer nicht zu den Quellen selber hinabsteigen will, der möge hier zur Erhöhung seiner weihnachtlichen Stimmung sich ergözen an den vom Verfasser gegebenen Proben naiver Festfreude, inniger Andacht und schalkhaften Humors.

Leitfaden zum Studium der mittelalterlichen Baukunst von Rudolf Redtenbacher. Leipzig, T. O. Weigel, 1881.

In diesem Leitfaden giebt der durch verdienstvolle kunstgeschichtliche Forschungen bekannte Architekt eine gewiß auch weitem Kreisen willkommene Formenlehre des romanischen und gothischen Stils in Deutschland und Frankreich, denen eine in markigen Zügen entworfene Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung dieser Stilarten vorausgeht. Die Formenlehre selbst, die sich in sieben Hauptabschnitte gliedert, zeichnet sich aus durch große Klarheit und Präcision der Darstellung und erhält durch den umfangreichen illustrativen Apparat eine schätzbare Ergänzung. Frei

von falscher Originalitätsucht benutzt der Verfasser gute ältere Arbeiten wie die Untersuchungen eines Viollet-le-Duc, Ungewitter, Mertens u. a., ohne dabei seine Selbständigkeit aufzugeben. Daß durch die sorgsame Behandlung der detaillirtesten Fragen die Breite des Gesichtskreises nicht beeinträchtigt wird, dafür mag als ein Beispiel von vielen die treffende Parallele zwischen der nordischen und italienischen Wölbungskunst des Mittelalters (S. 84 ff.) angeführt werden. Rückhaltslos zustimmen darf man den Schlußworten: „Wenn jemals die Architektur neue Bahnen einschlagen wird, so wird sie der mittelalterlichen Baukunst nicht wenig zu danken haben. Ohne gründliches Studium derselben fehlt uns der Maßstab, mit welchem wir die Antike und die Renaissance messen sollen. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, da man den pädagogischen Werth des Studiums der mittelalterlichen Baukunst allgemein anerkennt, und dazu möge dies Buch nach Kräften mitwirken.“ Drei sorgfältige Register erhöhen die Brauchbarkeit der schönen Arbeit.

Die Welt der Farben. Bildnisse und Schilderungen berühmter Maler. Das Reich der Töne. Bildnisse und Schilderungen berühmter Künstler und Künstlerinnen. Dresden, Wilhelm Streit, 1881.

Der Titel dieser beiden Sammelwerke ist nicht besonders glücklich gewählt: er erinnert an die überwundene Zeit der Musenalmanache und Taschenbücher. Aber der Inhalt ist nicht übel. Die eine Sammlung umfaßt circa 400 Bildnisse von Malern aller Zeiten und Völker auf elf Tafeln, die andre 300 Bildnisse von Componisten, Musikern, Sängern und Sängerinnen auf neun Tafeln in kleinem Medaillonformat, aber mit ausreichender Deutlichkeit durch den Lichtdruck reproducirt. In beiden sind alle Größen der Vergangenheit und des Tages vertreten: dort von Giotto bis Wilhelm Busch, hier von Palestrina bis Lecocq und Suppé. Kein Freund der Kunst wird seine Helden, seine Lieblinge vermissen. Da jedem Porträt ein ziemlich ausführlicher Text beigegeben ist, so wird für den Käufer, wenn er keine tieferen Studien beabsichtigt, beinahe die Anschaffung eines Künstlerlexikons überflüssig.

Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Carl Reißner, 1881.

Diese Geschichten und Skizzen sind in der That sehr flüchtig gezeichnet. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in ihnen in der Hauptsache eine neue Sammlung von Feuilletons des Verfassers sehen, und wenn gefragt wird, ob diese leicht hingeworfenen Eintagsarbeiten es wohl verdienen, dauernd fixirt zu werden, so glauben wir ein Recht zu haben, diese Frage zu verneinen. Wir erkennen in einzelnen dieser Skizzen die uns zum Lachen zwingende, witzig pointirte Darstellungsweise des beliebten Feuilletonisten gerne an, und ganz lesbar sind ja auch seine Reiseschilderungen, aber wo er ernster wird, dringt er zu wenig in den Kern der Sache ein. So vermag er in der die „Uebersetzungsfeuche“ geißelnden Studie nicht einmal den Unterschied zwischen Uebersetzungs- und Stilsünden festzuhalten. Wo seine Skizzen sich zu psychologischen Studien erweitern, sind sie stellenweise arg verzeichnet und verrathen auch hier die Wache des nur auf den Effect arbeitenden und um deswillen auf jede Wahrscheinlichkeit bereitwillig Verzicht leistenden Feuilletonschriftstellers. Wie unwahrscheinlich ist beispielsweise in der Erzählung „Aus vergangenen Tagen“ von vornherein der Abschluß der unglücklichen Ehe zwischen dem in der Liebe zu Ruhm, glänzender gesellschaftlicher Stellung und allen übrigen Genüssen eines reichen Lebens ganz aufgehenden jungen schönen Mädchen

und einem armen talentlosen Maler, der kein Hehl daraus macht, daß er von alledem nichts bieten kann! Wie ganz unglaublich in einer andern Geschichte die Idiosynkrasie der Eltern, die nach dem Verluste ihres einzigen heiß geliebten Kindes zusammen für dasselbe zum Weihnachtsfeste einkaufen, alle Vorbereitungen für die Bescherung zu treffen anfangen und erst durch einen zufälligen Blick auf das leere Bettchen ihres Lieblinges aus ihrer gemeinschaftlichen (!) Wahnvorstellung, derselbe lebe noch, gerissen werden! — Wir glauben, daß diese Skizzen und Geschichten ihren Beruf vollständig erfüllt hatten, nachdem sie durch ihre Blanderei dem Frankfurter Patricier über ein Viertelstündchen seines sorgenvollen Lebens hinweggeholfen hatten; eine Aufbewahrung derselben in Buchform für die Mit- und Nachwelt scheint uns wenig angezeigt.



Berichtigung.

In dem Artikel „Unruh über Bismarck“ (Nr. 49 der „Grenzboten“) muß es S. 398, Z. 2 v. oben statt vermodt gethan heißen. Sodann ist ein Mißverständniß auf S. 400 zu berichtigen. Nach der Barziner Besprechung mit Herrn von Bennigsen wurde mit demselben nicht weiter verhandelt, und Graf Eulenburg erklärte dem Könige nicht, daß er auf seinem Ministerposten verbleiben wolle, sondern berichtete Sr. Majestät, daß Fürst Bismarck Bennigsen zu seinem Nachfolger ersehen habe, und machte dagegen Vorstellungen, worauf der König dem Ministerpräsidenten unterlagte, mit Bennigsen weiter zu verhandeln. Das fand nicht „mehrere Monate,“ sondern nur einige Tage später statt. Die Unterredung, die der Kanzler zwei Monate „später“ mit Bennigsen im Reichstage hatte, konnte keine Fortsetzung der dem Kanzler unterlagten Verhandlungen mehr sein. Der Kanzler, der seinerseits fortfuhr, auch unabhängig von der Ministerfrage, die Fühlung mit Bennigsen und der nationalliberalen Partei zu suchen, konnte Herrn von Bennigsen nicht füglich erklären, daß die Möglichkeit, mit ihm als Minister-Candidaten zu verhandeln, seit fast zwei Monaten höheren Ortes abgeschnitten war; er acceptirte deshalb Herrn von Bennigsens Version, daß das Tabaksmonopol das Hinderniß weiterer Verhandlungen sei.



Die Verlags-handlung kündigt hierdurch den Lesern an, daß die „Grenzboten“ in dem bevorstehenden neuen Jahrgange, mit welchem sie in das fünfte Jahrzehnt ihres Bestehens eintreten, insofern eine Erweiterung und Bereicherung ihres Inhaltes erfahren werden, als den bisherigen politischen und wissenschaftlichen Theilen derselben sich von jetzt an ein rein belletristischer anschließen wird. Sie freut sich, zunächst einen Roman von besonders hervorragendem Werth und Interesse in Aussicht stellen zu können, der von Nr. 1 des neuen Jahrganges an zum Abdrucke gelangen wird:

Bakchen und Chursosträger

von

August Niemann.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.